



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Literaturgeschichtliches

Das Lokalkolorit in Goethes „Hermann und Dorothea“. Vor einem Jahre ahnten nur wenige Menschen, daß Goethes Dichtung mit dem sächsischen Vogtlande einen Zusammenhang habe; jetzt im Sommer 1911 ist durch ein „Hermann und Dorothea“-Festspiel und durch die Weiße eines Goethe-Brunnens in Bad Elster der Welt verkündet, daß in dem südwestlichen Winkel Sachsens der Schauplatz einer Goetheschen Idylle gewesen sei. Skeptisch muß man solchen Eröffnungen gegenüberstehen: Was soll Adorf mit der Goetheschen Fassung zu tun haben, die uns doch in die sonnigen Hügelketten eines Rheintales versetzt? Warum nun eine kahle Erzgebirgsgegend, ein tristes Kleinstädtchen vorstellen, von denen Goethe Eindrücke für sein Epos genommen haben soll! Doch die Schrift E. Trauers „Adorf, Elster und Goethes ‚Hermann und Dorothea‘, Plauen 1911“ veranlaßte mich, an Ort und Stelle nachzuforschen.

Die alte Stadt Adorf liegt auf einem Hügel. Am Markte verkündet über dem Tore der Posthalterei eine Tafel, daß hier Goethe auf einer Reise nach Karlsbad 1795 eine Nacht zugebracht. Nebenan der Gasthof zum Löwen ist ein Neubau. Betritt man den älteren Teil, mahnt über einer winzigen Pforte in dicker Steinwand die Überschrift „Sälchen“, daß hier Goethesche Spuren gezeigt werden. Es ist ein Raum, ein Meter breit und doppelt so lang; uralte Wände zeigen an den eingebrochenen Fenstern ihre Dicke. Alte Stiche, Zinnsachen und Porzellan, kräftige Tische und Bänke bilden die Ausstattung, gewiß jetzt zum Dämmerhoppchen ein gemütliches Sälchen, aber sich da die langen Gespräche der drei Hono-

rationen an den „runden, eichenen Tischen auf mächtigen Füßen“, da die Verlobung Hermanns mit Dorothea vorzustellen, — unmöglich! Breiter ist der Raum nicht gewesen, das lehrt die Rückwand, aber länger, so sagte der Wirt, bis an den alten Torweg habe er gereicht: aber ein schmaler dunkler Gang.

„Lange, doppelte Höfe“ durchschreitet Hermanns Mutter. Es hält schwer, sich dabei etwas Rechtes vorzustellen. In Adorf sieht man sie hinter dem Gasthof, wenn auch moderne Bauten den Eindruck stören. Heute tritt man aus dem alten Tore hinaus auf eine Straße; jenseits erst beginnt der Garten, der nach Goethe „weit bis an die Mauern des Städtchens reichte“. Als die Mutter an sein Ende gekommen, sieht sie in der Weißblattlaube nach Hermann, geht dann durch ein Mauerpförtchen „bequem den trockenen Graben hinüber“; drüben steigt sie den Laubengang auf unbehauenen Steinstufen empor. Eine Tür führt aus dem Weinberge ins Feld, Raine gehen hindurch bis zum Birnbaum „mit Bänken von Steinen und Rasen“. So erzählt Goethe.

Der Garten entspricht in der Größe dem Sälchen, er bildete ein kleines Viereck; drinnen befindet sich noch heute die Weißblattlaube. Auch die Pforte durch die Mauer soll dort gewesen sein, jetzt ist die Stadtbefestigung sehr zerfallen. Aber von da reicht in Adorf ein ziemlich abschüssiger zweiter Garten, der nun auch lang ist, hinab zum Graben. So heißt noch heute der Weg, der parallel zur Mauer unten in dem kleinen Tale führt. Auf der anderen Seite steigt das Gelände an, Wiesen und Baumpflanzungen sind da; und oben auf dem Hügel erstrecken sich weithin fruchtbare Felder. Auf Rainen konnte ich bequem entlang gehen, doch den Birnbaum fand ich nicht.

Aber man erzählte mir, daß alte Leute sich besinnen könnten, ehebem habe draußen auf der Höhe einer gestanden; dort sollen sich die Dorfjungen um die willkommene Erfrischung gepriegelt haben. Auch der Marktplatz mag Goethe gefallen haben: in der Mitte stand einst ein Brunnen, am unteren Ende die weiße, wohl erneuerte Kirche; gegenüber dem Löwen des reichen Kaufmanns modernes Haus und die ältere anliegende Apotheke stimmen überein; ja selbst der im Gedichte erwähnte „beschlossene Chausseebau“ findet sein Analogon in der Adorfer Stadtgeschichte jener Jahre.

Als das Wesentliche des Eindrucks sei betont: Es kann kaum der Zufall diese überraschende Gleichheit der Drillichkeit gegeben haben. Goethe war in Adorf kurz vor Abfassung der Dichtung, er sah den Markt, verkehrte im Löwen, durchwanderte das Grundstück. Da blieben ihm die Eindrücke, und er verwandte sie beliebig umbildend zu seinem Gedichte.

Ähnlich ist es mit dem Wege zwischen Adorf und Elster. Die Entfernungen stimmen. Halbwegs kommt quer zum Tal eine Straße — heute — vom Bahnhof Elster; dort, wo sie sich mit der Hauptstraße vereinigt, haben die Städter mit ihren Hilfsgaben den Emigrantenzug erwartet, dort am Sommerwege. Die Flüchtigen sind talauf gezogen, „den glücklichen Winkel dieses fruchtbaren Tales und seiner Krümmungen wandernd.“ Selbst ein Fußweg ist da, nur darf man sich ihm nicht nach dem Sinne der Dichtung vorstellen, denn er kürzt wenig. Daraus Goethe besser erklären wollen, ja Widersprüche lösen, wie Trauer versucht, geht ohne Verdrehungen nicht ab. Die Emigranten kommen zum Raßdorf. Ein Anger findet sich da mit einem säuerlichen Brunnen. Wie soll man sich ihn nach Goethe vorstellen? Eigenartig ist seine Fassung:

„Flach gegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen,

Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,  
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,

Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.“

„Säuerlich“ war das Wasser, „erquicklich und gesund zu trinken die Menschen.“ Da findet

sich in alten Akten eine Brunnzeichnung aus dem Jahre 1795, die beinahe als Illustration zu Goethe dienen kann. Wie man zu dieser absonderlichen Form gekommen ist, läßt sich auch aus alten Nachrichten begründen: die alljährliche Überschwemmung des Tales verunreinigte das gute Quellwasser des Sauerbrunnens, so plante man damals aus praktischer Notwendigkeit der Errichtung eines breiten Erdwalles rund um das „Mäuerchen“ des eigentlichen Brunnens. Und Goethe, der sich für alles Geologische interessierte, sollte er nicht von Adorf aus die Brunnenverhältnisse in Elster studiert haben?

Soweit reichen die lokalen Übereinstimmungen. Sie sind so überwiegend, daß ich nicht mehr zweifle: Goethe hat von der Drillichkeit Adorf—Elster in seiner Dichtung verwandt. Aber das Weitere, Teile der Handlung nun auch mit Adorf in Zusammenhang zu bringen, ist abzulehnen. Trauer versucht es, vielleicht angesteckt von den törichtsten Untersuchungen Kullmers über Pöbneck in Thüringen. Das, was über die Datierung des Brandes, das Alter des Geistlichen, die Emigrantenzüge gesagt wird, ist wertlos. An dem Ergebnisse der bisherigen Forschung ist nichts zu ändern nötig: die Geraer Überlieferung vom Jahre 1732 ist die unmittelbare Quelle Goethes gewesen. Diese nun auch nach Elster verlegen, heißt der Dichtung in kleinlicher Weise Gewalt antun. Goethe hat die Fabel am Rhein spielen lassen, er nahm Refugiés an Stelle der Salzburger Vertriebenen, er gab der bürgerlichen Dichtung den großen historischen Hintergrund seiner Zeit, die Revolution.

Wenn Lokalgelehrte versuchen, das Große an der Schöpfung zunichte zu machen, nur um möglichst viel Gemeinsames für ihre Idee herauszuschlagen und der neuen Auffindung Sensation zu erhöhen, so kann das nicht scharf genug zurückgewiesen werden.

Dr. Johannes Mißlack = Leipzig

Eine höchst interessante Idee ist durchgeführt im *Goethe-Kalender* auf das Jahr 1912 (herausgegeben von Carl Schüddetopf. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Preis M. 1,50). Es ist der Versuch gemacht, Goethes Verhältnis zu den bedeutendsten Frauen, die in des Dichters Leben eine Rolle gespielt

haben, mit seinen eigenen Worten aus Gedichten, Briefen oder Gesprächen klarzulegen. Unter den Frauengestalten, die da in Goethes Charakteristik an uns vorüberwandeln, erscheint neben Frau Aja, Christiane, Frau von Stein und vielen anderen auch die rätselhafte Offenbacher Freundin aus dem Jahre 1775, die Goethe „wie eine Frühlingsblume am Herzen“ trug. Einundzwanzig Frauen führt uns der Kalender im Bilde vor. In einer umfassenden Sammlung von besonders bemerkenswerten Äußerungen Goethes über die Frauen im allgemeinen bewährt sich von neuem die Kenner-schaft und der sichere Geschmack des verdienten Herausgebers. \*

### Tagesfragen

„Als die Römer frech geworden ...“  
Heute, an den Kalenden des Oktober 1911, bedarf es keiner einleitenden Bemerkung zu ein paar Reminiszenzen aus dem alten Livius, der offenbar als das Schicksalsnachschlagewerk benützt wird, seitdem die Sibyllinischen Bücher verlorengegangen sind:

„Da bildete der römische Gesandte (vor dem Senat von Karthago) einen Vausch aus seiner Toga und sagte: Hier bringen wir euch Frieden oder Krieg; nehmt, was euch beliebt. — Darauf antwortete man ihm im gleichen Tone: Gib was du willst. — Und als er nun den Vausch fallen ließ und rief: So habt denn Krieg! entgegneten sie alle: Angenommen; wir werden ihn ebenso entschlossen führen wie wir ihn hinnehmen. — Diese gerade Anfrage und Kriegserklärung schien der Würde des römischen Volkes angemessener als ein langer Wortstreit über die Geltung der Verträge ...“

„Eben war König Antiochus bei Alexandria, als ihm die römischen Gesandten entgegenkamen. Er grüßte die Nahenden und bot dem Popillius die Hand; dieser aber reichte ihm die Tafel mit dem Senatsbeschluß hin und hieß ihn vor allem dies lesen. Antiochus

las und antwortete, er werde mit seinen Räten überlegen, was zu tun sei. Allein Popillius, ganz seinem herben Sinne gemäß, zog mit dem Stabe, den er trug, um den König einen Kreis und sprach: Bevor du aus diesem Kreise trittst, sollst du antworten! Betroffen durch einen so gewaltamen Befehl, stockte Antiochus zuerst und erwiderte sodann: Ich werde handeln, wie der Senat es verlangt. — Nun erst reichte Popillius dem Könige die Hand und Antiochus räumte Ägypten. Hierauf segelten die römischen Gesandten nach Cypern, wo soeben die Flotte des Antiochus einen Sieg über die ägyptische erfochten hatte, und befahlen auch dieser die Heimfahrt zur asiatischen Küste. Einen großen Namen erhielt diese Gesandtschaft bei den Völkern, weil sie unstreitig dem Antiochus das schon besetzte Ägypten aus den Händen genommen hatte.“

Es ist hinzuzufügen, daß in beiden Fällen ein Anlaß vorlag, der sich wenigstens hören ließ. Denn die Karthager hatten die Stadt Sagunt zerstört, obwohl sie des Schutzes der Römer versichert war, und das Eingreifen in Ägypten erfolgte auf den Hilferuf der bedrohten Dynastie. Aber hier wie dort stand die Rechtsbasis der römischen Einmischung auf so schwachen Füßen, daß man jedesmal den Hauptgrobrian des Senats abschickte, um so rasch wie möglich entweder eine Beleidigung der Würde Roms oder die Einschüchterung des Gegners zu bewirken. Auf solchen und ähnlichen Wegen hat sich dann die römische Welt Herrschaft durchgesetzt, deren verlockender Schimmer das ganze Mittelalter noch blendete. Und unter den Trümmern des wieder aufgedeckten Forum Romanum ist natürlich der geeignete Ort, sich abermals an den Erzählungen des Livius zu begeistern. Doch schon zu seiner Zeit gab es einen Spruch, der begann: Quod licet Jovi, ...

B. M.

